

211

Die Stadt.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene schüttelte den Kopf.

„Gelt, Frau Försterin, da wundern S' Ihnen? ... Ja, die heutige Zeit!“

Jetzt mußte die Frau lächeln. Es war ein melancholisches Lächeln. Sie mußte an sich denken, an die Bäuerin, die nach zwanzig Jahren die Einsamkeit satt bekommen und selbst den Hof im Stiche gelassen, um sich ein bißchen Glück zu retten ... Hatte ihr nicht Gruber auf dem Sterbebette gesagt, sie sollte nicht ihr ganzes Leben einsam vertrauern, sollte wieder heiraten, wenn sie eine braven Mann fände? „Du bist noch jung“, hatte er gesagt, „ich dank' Dir für alles, was Du mir gethan, aber über das Grab hinaus binden will ich Dich nicht. Leben gehört zu Leben. Wenn ich eine gute Meinung bei Dir hinterlasse, soll's mir genug sein. Habe soviel Glück, wie Du Dir erringen kannst ...“

Mit beiden Händen fuhr sich Lene nach den Schläfen. Da bemerkte sie die neugierigen Augen des Burschen und fragte:

„Und wie geht es Dir, Anton?“

„Gut, Frau Försterin! ... 's doch ein anderes Leben als draußen auf so einem Bauerndorf ... Man verdient was. Da“ — er wies auf die Silbergulden — „die hab' ich mir erspart, und mehr noch ...“

„Mit der Schlosserei?“

Der Grauhäuter räusperte sich.

„Um! ... Ja! ... Freilich, so a gewöhnlicher Schlossergefell ... Die verkaufen zu viel ... Aber wir sein beim Uebigau! ... Da werden nur gute und teuere Sachen gemacht ... Wissen S', Frau Försterin, bei dem Soci! ... Die großen Herren schimpfen ja über ihn, aber kommen müssen sie ihm doch, dem Meister ... Jetzt haben s' ihn ja auch bei der Wahl aufgestellt!“

„Soci?“

„Na ja ... Wissen S', wir halten halt z'samm. In der Werkstatt und mit 'm Meister. Und der zahlt an anständigen Lohn, und in den andern Buden haben s' auch schon aufbessern müssen, weil wir z'samm' halten ...“

„Schlecht's ist's doch net?“

„Na net! Wo denken S' hin! ... Die Mutter hat auch schon g'fragt ... Man Mensch sagt was gegen die Religion ... Man hält was auf sich und will vorwärts.“

Er sah auf die Uhr, stand auf und hielt Lene die Hand hin.

„Adje, Frau Försterin! Ich muß jetzt in unsern Verein. Aus Wien haben wir heut' einen da, reden soll der können — wie net a'scheidt! ... Und wegen der Gans ... Lassen S' der Mutter eine Post hinausfragen, oder thuen S' mich verständigen ... gleich ist sie da! ...“

Erfreut sah Lene dem strammen, selbstbewußten Burschen nach, als er durch die Thür schritt. Sie beneidete seine Mutter um ihren Sohn. —

Und die Hitze wich nicht. Lene war jetzt so weit, daß sie vor der Nacht zitterte. Einmal versuchte sie es und besprengte vor dem Schlafengehen die Diele ganz mit Wasser. Am andern Morgen war sie von dem vielen Schwitzen so matt, daß sie sich kaum erheben konnte. Jeder Schritt that ihr wehe. Und setzte sie sich, so schlug ihr in kurzen Zwischenräumen eine Blutwelle nach der andern zum Kopfe empor. Einmal hatte sie gesehen, wie Gasarbeiter eine Eisenhale mit flüssigem Blei trugen. Gerade so schien ihr jetzt das Hirn an die Korbwände zu schwappen, daß die Nächte sich jeden Augenblick lösen konnten.

Manchmal überfiel es sie wie ein Krampf; und sie mußte die Zähne zusammenbeißen, damit ihr die Daumen nicht in die Haut gerissen wurden.

Selbst das Kochen fiel ihr schwer. Fritz aß zu Mittag bei dem Vater seines Schülers, und so begnügte sie sich meistens mit Kaffee. Ihre Zunge, die ihr trocken im Munde lag, hatte keinen Geschmack; so kochte sie das Getränk immer stärker ein, steigerte dadurch freilich die fliegende Hitze ihres Körpers desto mehr.

Das Schrecklichste aber waren die Nächte. Sie hatte sich das größte Bettuch eingelegt, aber kaum hatte sie sich ausgestreckt, glühte ihr der Körper schon, als brenne er von innen heraus. In den Schläfen, im Halse, in den Arm- und Fußbeugen, den Gelenken fühlte sie den fieberischen, hüpfenden Pulsschlag, glaubte ihn zu hören in verschiedenen Tönen. Die Brust slog. Sie stieß die Decke fort, riß sich das Hemd vom Leibe und wälzte sich hin und her, um müde zu werden. Aber der Schlaf kam nicht.

Sie dachte an Gruber, und eine Fluß an Haß und Wut schlug in ihr empor. Sie verfluchte sich und ihr Schicksal, versuchte dann wieder zu beten, rief alle Heiligen an und lag einige Minuten wie tot.

Stundenlang saß sie auf dem Bettrand und blickte in das Mondgeriesel, das über die Dächer in den Garten der Dominikaner sich spann. Die Ruhe kehrte nicht ein bei ihr.

Einmal stand sie auf, zündete eine Kerze an und trat vor den Spiegel. Sie erschrak. In den schwarz umranderten Augen war's wie ein sprühender Funke. Grimmig lächelte sie. Die Zahnreihen waren noch untadelig. Sie streichelte sich die Waden, zog das aufgelöste Haar vor und legte es in zwei breiten Strähnen um Wangen und Hals. Tief schwarz war es und voll, und im Spiegel zeigte es einen leichten Glanz. Immer weiter schob sie das Haar über das Gesicht, bis nur die Augen noch aus den dunklen Wellen sahen. Funkelnd wie die einer Katze. Ein Schütteln ging durch ihren Körper, sie löschte das Licht und sprang ins Bett. — In einer Nacht glaubte Lene im Alkoven ein halbverhaltenes Schluchzen zu hören. Sie setzte sich auf und horchte. Jetzt kam es wieder. Mit beiden Füßen zugleich stand sie auf der Diele. Einen Augenblick zögerte sie, dann schüttelte sie den Kopf, warf die Arme empor und stürzte hinein.

Vor dem Bette brach sie in die Kniee. Beide Arme schlang sie um den Hals des Weinenden und flüsterte:

„Fritz ... ist Dir was? ... Sag' mir doch ... Fritz! ... Ich bin bei Dir!“

Sie löste die Arme und saßte sein Haupt mit beiden Händen.

„Fritz! ...“

Er fühlte den zuckenden Frauenleib über sich, merkte aber nicht, wie zwei durstende Lippen ihm entgegenstrebten. Still weinte er vor sich hin.

„Fritz! ... Was ist Dir denn?“

Sie legte den Kopf an seine Brust, rhythmische Schauer flogen über den Körper. Fester umschlang sie ihn.

„Fritz! ... Fritz! ...“

Seine Finger glitten über ihr Haar. Und plötzlich ausbrechend sagte er:

„Sie heiratet! ... Den Glacklöpfigen aus der Bank! ... Was soll ich thun? ...“

Einen Augenblick war es still.

Lene hatte das Gefühl, als hätte man einen Eimer eiskalten Wassers über sie gegossen. Der Herzschlag setzte aus. Dann schob die Wut in ihr empor. Sie sprang auf.

„Die Bettel!“

Er wühlte eine pressende Hand um den Hals und suchte sich zu wehren.

„Tant! ... Aber Tant! ...“

Sie seufzte.

Mit beiden Händen fuhr er ihr ins Hemd. Die Bauernseimwand hielt, aber die Knöpfe der Kapselbänder sprangen.

Da schlug sie zu. Rechts und links, daß ihm das Feuer aus den Augen flog.

„Morgen ... packt Du z'samm' und gehst zu Deiner Mutter! ... Mit dem Doktor werd' ich reden! ...“

Er wehrte sich nicht mehr. —

VIII.

In der Nacht war irgendwo ein Gewitter niedergegangen und hatte einen klaren, kühlen Morgen gebracht.

Am Vormittag hatte Lene Fritz nach der Bahn abgefertigt, wie sonst einen ihrer Studenten. Sie hatte ihm beim Baden geholfen, aber er hatte umsonst gehofft auf ein liebes Wort. Wundern mußte er sich über den stolzen Blick, der aus ihren noch etwas umschatteten Augen kam.

Beim Abschied war Lene etwas weicher geworden. Sie gab ihm die Hand, sah ihn voll an und sagte mit eigenartiger Betonung:

„Werd' ein tüchtiger Mensch, Fritz, Du trittst jetzt ins Leben... Wenn Du einmal gar nicht mehr weizt, wohin... was in meinen Kräften steht... Adje!... Grüß' die Mutter!“

Sie wandte sich und ging nach dem Borderzimmer.

Nach dem Mittagessen holte Lene Schreibzeug hervor und begann den Brief, der nach München gehen sollte. Sie war ganz ruhig. Grubers Bild hatte sie vor sich hingestellt, und wie es ihr im Ohr klang, schrieb sie es nieder. Sie dankte für die Ehre, die der Herr Sturm ihr anthun wollte, für das Vertrauen, das er ihr entgegenbrachte. Aber sie tauge nicht mehr für ein stilles Hausglück, und um sich zu ändern, sei sie zu alt. Sie wolle für sich bleiben, er möge ihr nichts nachtragen. Seine Verwandtschaft würde es auch nicht gern gesehen haben; darum sei es am besten und so weiter.

Der Brief lag fertig vor Lene, als einer jener verbrannten, struppigen Vorstadtuben, die im Forst schier besser Bescheid wissen, als der Förster, hereingestürmt kam und sofort den Mund aufthat:

„Frau Försterin, sie sollen zur Lise kommen, sie will sterben!“

Lene sprang auf.

„Ist was passiert?“

Der Bloßfüßige zog mit der Linken die ins Rutschen gekommene Hose herauf und schüttelte den Kopf.

„Schreien thuet sie... Und jagen will sie Ihnen noch was.“

Sie gab dem Jungen einige Kreuzer.

„Lauf' und sag' ich komme gleich!“

Den Marktplatz fand Lene voller Leben. Ueberall standen Gruppen von Männern. Man diskutierte, tritt, die Köpfe waren dick und rot. Das Stadthaus war rein belagert. Der dritte Wahlkörper gab hier seine Stimmzettel ab. Von allen Seiten hasteten junge Bürger daher, ein jeder führte einen säumigen Wähler am Arme. Aus dem Garten, hinter der Werfbank hervor, vom Felde hatte er ihn geholt, jetzt hielt er ihn fest, damit er ihm nicht auskam, bevor er seine Stimme für „die einzige, wahrhaftige, volksfreundliche Partei“ abgegeben hatte.

Knapp vor Lene wurde einer dieser Stimmsaulen — es war ein kleiner Dfenseker vom Oberthor — boabeinig und suchte sich von seinem „Führer“ los zu machen.

„Auslassen!“ rief er, „oder es g'schieht ein Unglück!“

Der „Führer“ lachte.

„Na net!... Jetzt hab' ich Dich so weit g'schleppt...“

„Aber ich hab' meinen Stimmzettel vergessen!“

„Macht nichts, Brüder!... Auf 'm Stadthaus giebt's einen neuen.“

Der Kleine strampelte wie ein erboftes Kind.

„Dann wähl' ich den Sturm-Toffel!... Extra!... Wart' 's, Lumpen!... Hoch, der Sturm-Toffel soll leben!“

Einige schrieen mit. Der „Führer“ ließ sein Opfer fahren, überlegte einen Augenblick und ging dann sofort wieder auf den „Fang“.

Den Platz herab kam der Kaufmann Görner. Der Cylinder sah ihm schief auf dem Kopfe, mit einem dünnen Stöckchen suchte er in der Luft.

Der Hause hatte ihn kaum erblickt, ging's schon los im Takte:

„Vollmachtschwindler!... Vollmachtschwindler!“

Der „Großkopf“ lächelte, sah einige der Hauptschreiber scharf an, nickte und schritt ruhig durch das Thor des Stadthauses.

In den Häusern der Straßenecken erschienen alle fünf Minuten neue Plakate, die zur Wahl aufforderten. Schon auf dreißig Schritte konnte Lene die Ueberschriften lesen.

„Eger den Egeranern!“

„Deutsche!... Volksgenossen!“

„Der kleine Mann ist...“

„Arbeiter!... Kleinbürger!“

Die Ankleber hatten die Parteien gestellt. Und so wurde denn mit einer wahren Begeisterung draußlos gekleistert. Einer suchte dem andern zuzukommen.

Ein Plakat hing kaum, sah schon wieder ein gegnerisches darüber.

Die Schlacht wurde immer hitziger. Die Kleber standen einander mit geknickten Köpfen gegenüber und rührten wütend in den Kleisterlösen. Bald ging das Schimpfen los.

„Euer Brezenbäck ist ein Maulaff!“

„Und Dein Funken-Schuster?... Ein Dohs ist er!... Ein Dohs!... Ein Dohs!“

„Du... nimm Dich in Acht!... Ich sag' Dir's!“

„Und Du?...“

„Patsch, außs Aug!“

„Da hast was für Deine Nasen!“

Die Kleisterpinsel saßen in den Gesichtern, ein jeder hatte sein Ziel erreicht...

Lene beeilte sich. Als sie den Brief auf der Post abgegeben, wandte sie sich über den Theaterplatz nach den Gärten. Hier war es still; nicht einmal Kinder spielten vor den Häusern und auf den Wegen.

Drunten, bei den ebenerdigen Häuschen der Nürnbergerstraße, die sich duckten, wie Tagelöhnerhütten, begann sie zu zählen. Vor einem Hause standen einige alte Weiber mit kleinen Kindern auf den Armen. Da mußte es sein.

Sie schritt über die Bretter, die den Straßengraben überbrückten und trat in das Haus. Die Thür zur Linken stand sperrangelweit offen.

Mit einem Blick sah Lene, daß sie zu spät kam. Mitten in der Stube hockte auf einem Stuhl ein langer Mann; der Kopf war ihm ganz vornüber gesunken. Zwei kleine Mädchen hatten sich hinter den Tisch gezwängt, ihre Augen schauten unter dem ungemachten Blondhaar hervor sehen nach der Fremden. Born bei dem armseligen Geschirrtasten trock und rutschte ein kleiner Knabe auf den Ziegeln umher.

Lene that einen Hüfter.

Der Mann schaute auf. Seine Augen waren wie erloschen, die Lider rot von Thränen, die nicht kommen konnten.

„Ich bin die Försterin...“

Er reichte ihr die Hand und wandte sich nach dem Bette hin.

„Es ist vorüber!“

Seine Stimme klang tonlos, er schluckte.

Lene sah die eingefallenen Wangen, den herabgesunkenen Kiefer der Toten; sie hätte ihre Lise nicht erkannt.

„Sagen Sie doch... so schnell...“

Er erzählte, als ging's über eine fremde Sach...

„Sie hat schon geklagt... wie ich das letzte Mal herin war... Darmverstopfung hat der Doktor g'sagt... Sie hat sich net halten können, hat keine Pflög' g'habt... Wenn man arm ist...“

Er warf die Arme empor und sank auf den Stuhl.

„Die armen Kinder!“

Jetzt kamen ihm die Thränen.

„Weint Euch ans!... Es wird Euch leichter werden!... Und für die Kinder wird sich auch was finden...“

„Ach, sie hat ja gar nichts vom Leben gehabt... Nichts als Blag' und Sorgen... Und jetzt!...“

Er schlug die Hände vors Gesicht, ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seinen Körper.

„Ich hatt' sie ja bald nicht mehr lebend gesehen... Erst gestern hab' ich's erfahren... Drei kleine Kinder!“

„Die Stadt wird doch...“

„Die Stadt?“

Er schüttelte langsam den Kopf.

„Wir sind nicht heimatszuständig... Und meine Heimatsgemeinde ist zu arm... Wenn ich mich net der Sünd' fürchtel', wär's schon am Besten...“

„Mann, Ihr seid doch ein Christ!“

Er ließ die Hände von den Augen sinken.

„Der bin ich schon... Aber... Frau... wenn's gar net mehr zu ertragen ist...“

Das Kleine war bis unter die Uhr gerutscht, hatte eines der Gewichte erhascht, krächte vor Vergnügen und suchte sich aufzurichten.

Lene sprang zu.

An ihr vorbei trat ein ältlicher, im Gesicht ganz glatter Mann in die Stube. Er hatte sein blaues Sonntagsgewand an, den Stock, an dem ein alter Billard-Ball als Knopf sah, in der Hand und roch nach Bier. Wahrscheinlich kam er direkt von der Wahl. Ohne den Hut abzunehmen blieb er mitten im Zimmer stehen, sah sich prüfend den Hausrat an und hob schnuppernd die lange, gerade Nase. Endlich sagte er:

„Euch ist die Frau gestorben?... Thut mir leid!... Was ich sagen wollte... Mein Geld krieg' ich doch?“

Der Bauernknecht sah ihn verständnislos an.

„Der Hansherr bin ich!... Ein Vierteljahr Hauszins ist sie mir noch schuldig!“

Der Knecht gab keine Antwort.

„Also... wie ist's?... Krieg' ich mein Geld?... In“

Der Nacht aus'zogen wird sein nicht! ... Auf der Stell' laß' ich p'fänden! ..."

Lene hatte das Kind abgesetzt und trat zu den Männern. „Schämen Sie sich nicht? ... Da liegt die Tete und hat kaum die Augen zu, und Sie ...“

Ein Wutgebrüll erschütterte die beiden kleinen Fenster der Stube.

Wie eine Klammer schlug der Knecht seine Hand um den Hals seines Bedrängers und drückte ihn an die Wand.

„Gund, verfluchter, ich derwürg' Dich! ... Nachg'stiegen bist D' ihr, wie sie mit'm letzten Kind gangen ist ... Hin mußt D' werden!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Blatt aus der Entdeckungsgeschichte von Australien.

Wann und von wem Amerika entdeckt wurde, weiß jedermann. In welcher Zeit dagegen Europäer zum erstenmale ihren Fuß auf den Boden des kleinsteu der fünf Weltteile gesetzt haben, unter welchen Umständen Australien in den Bannkreis der Civilisation getreten ist, darf als nur wenig bekannt gelten. Dies liegt zum Teil daran, daß die Entdeckung des Landes lange Zeit ohne besondere, praktische Folgen blieb und daher nicht die Sensation in Europa erregte, wie die Auffindung Amerikas durch die Spanier; erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts legten die Engländer ihre ersten Niederlassungen in Australien an; entdeckt worden war dieser Kontinent jedoch schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts durch die damals in den ostindischen Gewässern seegebietenden Holländer, ohne daß aber die ostindisch-holländische Kompanie, in deren Händen die Ausbeutung der Molukken und der Sunda-Inseln lag, energisch versucht hätte, den neuesten Zuwachs ihrer Macht und Interessensphäre nutzbar zu machen. Sie hielt es dagegen im Hinblick auf eventuelle spätere Verwertung für geraten, ein fast völliges Schweigen über die neuesten Entdeckungen bei den Antipoden zu beobachten, damit keine Wettbewerber anderer Nationalität sich dort festsetzen sollten. Daß die Holländer so gar kein Aufhebens von dem neuen Australialand machten, ist ein weiterer Grund, warum von den Anfängen der australischen Geschichte so wenig bekannt ist. Ein paar Originalberichte aus den Zeiten, als holländische Fahrzeuge zuerst die Gestade Australiens berührten, haben aber doch schon damals ihre Veröffentlichung durch den Druck gefunden. Einer davon ist verfaßt von jenem Kapitän Tasman, der 1642—1643 im Auftrage der holländisch-ostindischen Kompanie zum erstenmale Teile der australischen Küsten systematisch besuchte und ausnahm und u. a. Neuseeland, sowie die große Insel südlich Melbourne und der Bass-Seele entdeckte, die — von ihm Van Diemens-Land getauft — jetzt nach ihm Tasmanien genannt wird. Seine Aufzeichnungen charakterisieren sich als ein ziemlich nüchternen Rechenenschaftsbericht. Dagegen weiß das Reisejournal des holländischen Seefahrers, der vor Tasman zuerst ein größeres Stück australischer Küste erkundet hat, des Kapitäns Franz Pelsart, von Vorgängen zu berichten, die, ausgeschmückt, einem Seeräuberroman zur Grundlage dienen könnten, die, dagegen mit geschichtlicher Treue erzählt, einen guten, wenn auch nicht erbaulichen Begriff davon geben, aus was für Holz ein großer Teil jener Leute geschnitten war, die einstmals als Pioniere der Civilisation übers Weltmeer zu den blinden Heiden ausgezogen sind.

Das von Pelsart befehligte Schiff „Batavia“ gehörte zu einem elf Segel zählenden Geschwader unter General Carpenter, nach dem der gewaltige Golf von Carpentaria an der australischen Nordküste benannt ist, und hatte außer einer reichen Ladung von Stoffen, Juwelen, Silber usw. ungefähr 230 Personen, Mannschaften und Passagiere, an Bord. Die Flottille verließ am 28. Oktober 1628 den Texel, als Ziel vor Augen das einträgliche Gewässer, in den ostindischen Gewässern den Eingeborenen das Fell über die Ohren zu ziehen. Bis in den östlichen Teil des indischen Ozeans verließ die Fahrt ohne erwähnenswerte Störungen. Dann aber wurde die „Batavia“ durch einen schweren Sturm von den übrigen Schiffen getrennt und unter 28 Grad südlicher Breite in die Nähe der westaustralischen, oder wie man ehemals sagte, der neuholländischen Küste verschlagen. Hier war man in einem völlig unbekanntem Gebiete: seit 1606 hatten zwar wiederholt holländische Fahrzeuge den einen oder andern Punkt dieser Erdstriche berührt, aber irgendwelche genauere Vorstellung von ihrer Konfiguration hatte man nicht, also auch keine Schifffahrtskarte, die vor Gefahren hätte warnen können. Daher kann es nicht wundernehmen, daß die „Batavia“ in der Nacht des 4. Juni 1629 auf einer Sandbank, den Abrollos Frederik Houtmans, auffuhr: den weißen Schaum, der, soweit das Auge reichte, die Meeresoberfläche bedeckte und Untiefen verkündete, hatte der Schiffsmeister irrtümlich für reflektierten Schein des hellleuchtenden Mondes gehalten.

Guter Rat war teuer. Man warf die Geschütze über Bord und entledigte sich des größten Mastes, um womöglich flott zu werden. Das gelang aber nicht, sondern die Lage wurde nun bloß noch schlimmer: bei dem heftigen Sturm, der sich inzwischen erhoben hatte, schlug das Schiff fortwährend gewaltsam auf und mußte vor oder nach in Trümmer gehen. Da blieb nichts übrig, als am Morgen zu einigen kleinen, nassen Felsinseln, die in einiger Entfernung lagen, die Zuflucht zu nehmen. Die Räumung des Wracks vollzog

sich unter den größten Schwierigkeiten wegen des immer heftiger werdenden Sturmes und der unter den Passagieren herrschenden Panik; ein Teil der Mannschaften hatte sich beirrunten und zeigte die schlimmste Brutalität. Es gelang indes, über anderthalbhundert Personen an Land zu bringen, 120 davon auf eine größere, 40 auf eine kleinere Insel, während 70 vorläufig noch auf dem Wrack bleiben mußten. Auch Mundvorräte und einiges Wasser war an Land geschafft worden; aber von letzterem war längst nicht genug vorhanden, und das war um so fataler, als auf den Inseln kein Wasser zu finden war. Es blieb daher nichts andres übrig, als daß der Kapitän und eine Anzahl Leute auf dem größten Boote ausfuhren, um womöglich irgendwo in der Nachbarschaft Wasser zu entdecken. Die Aufgabe war schwieriger, als sich denken ließ, weil West-Australien, dessen Festland Pelsart bald erreichte, in ganz besonders hohem Maße an der allgemeinen australischen Kalamität der Wasserarmut leidet. Ueberall fanden sie, nordwärts fahrend, während der nächsten Tage das Land niedrig, naß, öde, nicht die mindeste Spur des Vorhandenseins von Wasser. Am 14. Juni waren sie schon bis zu 24 Grad südlicher Breite gekommen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. An diesem Tage aber bemerkten sie von weitem eine Rauchsäule, die auf die Anwesenheit von Menschen schließen ließ. Eine Landung mit dem Boote war wegen der steilen Felsküste und der wütenden Brandung unanstößig. Indes gelang es sechs von den besten Schwimmern an Bord, an Strand zu erreichen. Sie sahen auch etliche nackte Schwarze. Aber die scheuen Wilden flohen schnellmüht, und Wasser war nicht aufzutreiben. So ging die Fahrt weiter gen Norden. Am 15. Juni bewerkstelligte Pelsart zwar eine Landung und fand einiges Regenwasser, das sie vor dem Verschmachten betrachtete. Aber ein größerer Vorrat war nicht vorhanden, obwohl sie am folgenden Tage das Suchen erneuerten. Eingeborene ließen sich wohl von weitem blicken, waren aber nicht einzuholen. Die Hoffnung, genügende Mengen Wasser aufzutreiben, sank nachgerade auf den Nullpunkt, und da sie kaum mehr so viel Wasser hatten, um zu ihren Unglücksgefährten zurückgelangen zu können, sich aber schon unter 22 Grad südlicher Breite befanden, so beschloßen sie endlich, sich auf den geraden Weg nach Java zu machen und den Gouverneur in Batavia um Beistand für ihre verlassenen Schiffsgenossen anzufragen. Dort langten sie denn auch Anfang Juli richtig an.

Inzwischen waren unter den Schiffbrüchigen auf den Fels-eilanden merkwürdige Dinge vor sich gegangen. Ihre Lage war, wenn auch heftige Regengüsse ihnen aus der ärgsten Not des Wassermangels zunächst herabgeschossen hatte, gewiß noch verzweifelt genug und hätte, so sollte man sagen, hinreichende Veranlassung zu feitem Zusammenhalten sein müssen. Aber es gab unter den Schiffbrüchigen Elemente, in denen der Westteufel so mächtig war, daß sie in dieser welkenstehenden Einöde die Hand zur Ausführung eines ganz verruchten Planes boten. Vater des Gedankens war der Supercargo des Schiffes, Hieronymus Cornelis, an den nach der Abfahrt des Kapitäns das Kommando übergegangen war. Dieser Mensch, ein früherer Apotheker aus Haarlem, hatte schon während der Fahrt längs der afrikanischen Küste mit dem Lootsen und einigen andern ein Komplott angesetzt, sich des Schiffes zu bemächtigen und damit auf eigene Rechnung Seeräubergeschäfte zu betreiben. Aus dem sauberen Plane war damals nichts geworden. Nun, während seines interimistischen Oberbefehls, nahm Cornelis ihn alsbald wieder auf und suchte sich zunächst der nötigen Konforten zu verschaffen. Tatsächlich fand sich eine Clique zusammen, die sich zunächst der Schiffsladung bemächtigen und dann die Mächtige des Kapitäns abwarten wollte, um ihn zusammenzuhalten und sein Fahrzeug zu Seeräuberszwecken in Besitz zu nehmen. Vorbedingung für das Gelingen des ganzen Projekts war aber, daß die übrigen Schiffbrüchigen, die in ihrer Mehrzahl mit dem Cornelis'schen Unternehmen nichts zu schaffen hatten, unschädlich gemacht wurden. Cornelis und seine Helfershelfer schredten da nicht vor einem Massenmorde zurück.

Die Schiffbrüchigen hielten sich auf drei verschiedenen Inseln auf, seit eine Abteilung unter Wehbahs nach einem benachbarten Eilande entsandt worden war, um nach Wasser zu suchen. Wehbahs fand wirklich nach drei Wochen einen Vorrat und gab das verabredete Feuer-signal. Es wurde aber keine Notiz davon genommen, da Cornelis und seine Bande gerade damit beschäftigt waren, ihre ahnungslosen Gefährten abzuschlachten. Indes gelang es ein paar davon, sich auf einem Floß zu retten, das sie aus zusammengebundenen Planen hergestellt hatten. Wehbahs, der 45 Mann bei sich hatte, war also gewarnt und auf seiner Hut. Nicht so die dritte Abteilung, der Cornelis nun zunächst zu Leibe ging. Hier mußte auch alles über die Klinge springen, mit Ausnahme von fünf Weibern und sieben Kindern.

Obwohl jetzt noch Wehbahs abzutun war, fühlte sich Cornelis seiner Sache doch schon vollständig sicher und begann also ein seines Triumphes würdiges Auftreten anzunehmen. Er legte sich den Titel Generalkapitän zu, setzte eine Art von Kriegsartikeln auf und zwang seine Spießgesellen, ihn als Herrn und Gebieter schriftlich anzuerkennen. Dazu gehörte ein entsprechender ärgerer Aufputz. Das Material dazu mußten die Kaufmannsleute hergeben, die geborgen worden waren. Sie enthielten alles Nötige in Hülle und Fülle, sogar mit Gold und Silber betehrte Galaröde für eine ausserlebens „Leibwade“. Selbst einen „Günling“ hatte der neugebadene Gebieter sich bereits zugelegt: jener bekam eine der am Leben gelassenen Frauen, eine Predigerstochter, geschenkt, deren Schwefter behielt Cornelis selber: die drei übrigen Frauen wurden Gemeingut der ganzen Bande.

Dann ging es Wehbahs und seinen Leuten zu Leibe. Es war aber nicht leicht, mit ihnen fertig zu werden; denn sie wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung und schlugen zwei Angriffe, deren

zweiten Cornelis selber leitete, zurück, obwohl sie nur mit Stäben bewaffnet waren, in deren Enden sie Nägel getrieben hatten. Der „Generalkapitän“ suchte also sein Ziel auf einem Umwege zu erreichen. Er trat mit Wehbahs in Unterhandlung und einigte sich mit ihm auf einen Friedensvertrag. Hinterrücks aber suchte er einige französische Soldaten von Wehbahs' Abteilung durch Verheißung einer großen Geldsumme für sich zu gewinnen, um dann dem Verhassten doch den Garaus zu machen. Die Soldaten aber lieferten keine Briefe an Wehbahs aus. Als Cornelis nun am folgenden Tage, ohne davon etwas zu ahnen, wieder auf Wehbahs' Insel erschien, um Kleidungsstücke anzuliefern, die Wehbahs in dem Friedensvertrage ausbedungen hatte, fiel Wehbahs über ihn her und nahm ihn gefangen. Von seinen Begleitern wurden mehrere getötet, einer aber, Namens Wouterloß, entkam, kehrte zu den Verschwörern zurück und übernahm das Regiment; Wehbahs' niederzulampfen gelang aber auch ihm nicht.

Während dieser erbaulichen Geschehnisse war die Mitte des Monats September 1629 herangekommen und somit ein volles Vierteljahr verfloßen. Seit Kapitän Pelsart den Ort des Schiffbruchs verlassen hatte. Nun erschien er endlich: am 17. September langte er mit der Fregatte „Sardam“ bei den Felseninseln an, entnahm aus dem Aufsteigen von Rauch zu seiner Freude, daß seine Schiffsgesährten noch am Leben seien, und war gerade dabei, ein Boot mit Wein und Nahrungsmitteln an Land zu begleiten, als Wehbahs mit einem Boot sich näherte und vor der Landung warnte, in fliegenden Worten mit dem Stände der Dinge bekannt machte, daß die Meuterer schon 125 Menschen ums Leben gebracht hätten, ihn selber noch an diesem Morgen angegriffen hätten und nun das Schiff Pelsart's überfallen wollten, um den letzten Punkt ihres Programms zu verwirklichen. Pelsart lehrte daher schleunigst an Bord der „Sardam“ zurück und war kaum auf ihrem Verdeck angelangt, als sich auch schon zwei Boote mit bewaffneten Leuten in golden und silberbetrefften Scharlachröden näherten. Auf Pelsart's Frage, warum sie bewaffnet kämen, erwiderten sie, das solle er wissen, sobald sie an Bord seien. Darauf forderte der Kapitän sie auf, sofort die Waffen ins Meer zu werfen, widrigenfalls er sie in den Grund bohren müsse. Sie mußten wohl oder übel gehorchen und wurden alsbald insgesamt in Eisen gelegt. So erging es am folgenden Tage auch den übrigen Verchwörern auf der Insel, die gar keinen Widerstand mehr leisteten, und natürlich wurde auch Cornelis mit ein paar eisernen Armbändern geschmückt.

Die folgenden Tage vergingen mit dem Aufsuchen der teils unter die Verchwörer aufgeteilten, teils aus dem zerbrochenen Braud in die untiefe See gefallenen Kostbarkeiten aus der Ladung der „Batavia“, dann aber mit dem Verhör der Gefangenen. Dabei stellte sich u. a. heraus, daß ein gewisser Jan Bremen mit eigener Hand 27 Personen vom Leben zum Tode gebracht hatte. Pelsart glaubte, es sei zu gefährlich, die große Menge von Desperados nach Batavia mitzuführen, und zog es daher vor, sie an Ort und Stelle abzurteilen zu lassen. Ehe die „Sardam“ am 28. September 1629 nach Batavia unter Segel ging, wurde die Massenhinrichtung vorgenommen.

Damit endigt die Geschichte der ersten europäischen Ansiedelung auf australischen Boden. Es war eine „Verbrecherkolonie“, wie später so lange die englischen Niederlassungen in Australien, aber doch in viel andern und ichimmern Sinne. „Botany-Bay“ ist gewiß ein Schreckensort gewesen für jeden, der mit der Deportation dahin bedroht war; aber eine solche Hölle auf Erden war sie sicher nicht, wie die Galsenbügel von der „Batavia“ sie sich selber eingezeichnet hatten. Man kann sich denken, wie diese Menschenorte sich unter den Eingeborenen zivilisatorisch behätigt hätten, wenn die „Batavia“, anstatt an Fredrik Houtmans Abrollos zu scheitern, an ihren Bestimmungsort gelangt wäre. Es ist aber keine Frage, daß ein großer Teil derer, die in holländischen oder andern Diensten über See gingen, Leute von ähnlicher sittlicher Höhe waren, und man kann sich darum weiter nicht wundern, wenn ein Steiner der Verhältnisse von der holländischen Kolonialverwaltung des 17. Jahrhunderts gesagt hat, sie entrolle ein unübertreffliches Gemälde von Verrat, Bestechung, Mordmord und Niedertracht. Das gilt freilich nicht allein von der holländischen Kolonialgeschichte. —

A. Demmer.

Kleines feuilleton.

io. **Photographische Kniffe.** Fast ebenso lange, wie die Photographie überhaupt ausgeübt wird, ist sie gelegentlich auch zu keinen Spielereien und Augentäuschungen gebraucht worden. Die neuerdings nur noch mit mehr Bedacht und Kunstfertigkeit ausgeführt werden Jeder hat wohl die sonderbaren Bilder gesehen, auf denen ein Kopf aus einer Zeitung herausragt oder die noch älteren und roheren Hefle, zu deren Erzielung die betreffende Person sich das Abbild irgend eines kostlosen Umgebungs umittelbar unter das Kinn hält und so bald in eine liegende Gans, bald in einen Clown, bald in einen Mausefes verwandelt erscheint. Solche Aufnahmen sind ja lediglich Spielereien und höchstens von augenblicklich komischer Wirkung, wenn sie nicht gerade sehr sorgfältig und geschickt vorbereitet werden. Merkwürdiger ist schon ein anderer Trick der Photographie, der die Aufmerksamkeit hervorruft, daß sich die aufgenommene Person mitten im Sturm befinden habe. Mittels eines elektrischen Fächers werden die Haare oder das Gewand in eine fliegende Bewegung versetzt, und wenn

der Gesichtsausdruck einigermassen der vorgestellten Lage entspricht, so kann die Täuschung eine vollkommene und überraschende sein. Freilich muß dann die Aufnahme in möglichst kurzer Zeit stattfinden. Wirklich amüsant sind fernerhin die Photographien, bei denen es auf eine besondere Stellung des Apparats ankommt. Auch die Sturmbilder können auf diese Weise viel bequemer hergestellt werden. Die betreffende Person legt sich einfach auf die Erde, und dann wird das Haar und die Bekleidung so angeordnet, daß der Eindruck eines vom Winde zerzausten erweckt wird. Der Boden, auf dem die Person liegt, muß so beschaffen sein, daß er in der Photographie verschwindet oder als ein natürlicher landwirtschaftlicher Hintergrund erscheint. Wenn dann noch die Stellung der Glieder, namentlich der Füße, geschickt gewählt wird, so kann vollkommen das Bild eines mühsam gegen den Sturm Kämpfenden hervorgerufen werden. Auch hier ist eine Momentaufnahme erforderlich, da es oft Mühe macht, einige Sekunden in der nicht gerade natürlichen Stellung bewegungslos zu verharren. Eine gewisse praktische Anwendung haben derartige photographische Täuschungen im Theaterleben erfahren. Es kann z. B. Akrobaten daran gelegen sein, bei der „Arbeit“ photographisch vorgeführt zu werden, damit für ihr Können in weiteren Kreisen Bekanntheit gemacht wird. Der Artist braucht zu einem Photographen, der auf alle Kniffe eingeweiht ist, einfach in seinem Kostüm hinzugehen, ohne vieler Apparate zu bedürfen. Es kommt dabei alles darauf an, daß die Aufnahme vor einem gleichmäßig weißen Hintergrund erfolgt, der in dem Bilde völlig verschwindet und so den Eindruck erweckt, als ob die betreffende Person in freier Luft schwebte. Dazu ist es oft nötig, die Fläche einheitlich zu beleuchten. Kunststücke auf dem Trapez, die in ganz geringer Höhe über dem Boden ausgeführt werden, erhalten dadurch den Anschein, als ob sie in großer Höhe vor sich gehen. Selbstverständlich kann diese Art der Photographie auch insofern mißbraucht werden, als sie jemand als einen tüchtigen Akrobaten vorzuführen vermag, der in Wirklichkeit keine Spur von besonderem körperlichen Geschick besitzt. Man kann sich z. B. darauf einüben, die Hände an einem Trapez derart zu halten, daß man auf dem Bild, wenn es nachher umgekehrt betrachtet wird, einen waghalsigen Handstand auszuführen scheint. Es giebt noch verschiedene solcher artistischer Illusionen, die in gewissen Kreisen ihre Liebhaber und Abnehmer finden. In manchen Schaustätten findet man auch wohl Bilder, die den Sturz eines Knaben aus dem Fenster vorkühren. Auch in diesem Fall geschieht die Aufnahme in harmlosester Weise. Der Hintergrund, auf dem das Neuhere eines Hauses und ein offenes Fenster sich befindet, wird einfach auf dem Boden ausgebreitet, und die Aufnahme wird von oben her vorgenommen. Der unglückliche Knabe legt sich etwas unterhalb des Fensters auf den Boden mit weit ausgestreckten Armen und Beinen, als ob er gerade aus dem Fenster fiel, und die Täuschung kann eine vollkommene sein, wenn er genug schauspielerische Veranlagung besitzt, um eine angsterfüllte Miene aufzusetzen. Auf noch einfachere Weise kann der Sturz von einer Leiter photographiert werden. —

Humoristisches.

— **Praktisch.** Eine Abordnung des Saazer Hofenbauverbandes machte vor kurzem eine Reise durch die bayerischen Hofenbistritze, wobei sie auch bei dem Centrums-Abgeordneten Nischbächer in Wolzsch vorsprach und bei ihm das Pflücken und den fertigen Hofen beschäftigte. Abends, beim Gang zur Schener, hörten sie ein Gemurmel von Worten; als sie hintanken, sahen sie, daß die Frau des Hauses den Pflückern vor- und diese ihr nach beteten. Auf die Frage, warum dies geschehe, erklärte Herr Nischbächer: „Das geschieht, damit die Leute nicht einschlafen.“ —

Notizen.

— Von Professor Henry Thode in Heidelberg erscheint demnächst bei Grote der erste Band eines Werkes über Michel Angelo. — Philipp Langmann hat ein neues Drama „Gervins Liebestod“ vollendet. — „Armer Moritz“, ein neues Lustspiel von Richard Skowronnel, wird im Trianon-Theater in Scene gehen. — Lothars „König Harlelin“ hat im Pariser „Odeon“ nicht gefallen. — „Leben“, eine Tragikomödie von Edward Stillebauer, wird Ende dieses Jahres im Stadttheater in Stettin zum erstenmal aufgeführt werden. — Das königliche Theater in Kopenhagen schließt sein letztes Spieljahr mit einer Unterbilanz von zweihunderttausend Kronen ab. Jede Vorstellung kostete, trotz des verhältnismäßig guten Besuches, demnach den Staat rund 1000 Kronen. — Für den nächsten Sommer ist im tschechischen National-Theater in Prag eine chyllische Aufführung der Opern und Symphonien Smetanas geplant. — Richard Strauß' Oper „Feuersnot“ erlebt am 28. Oktober ihre Premiere im Opernhaus. — Hans Schwaiger, derzeit Professor an der tschechischen Technischen Brünn, ist als Historienmaler zum Nachfolger des verstorbenen Benzel Brozil an der Prager Akademie ernannt worden. — Sven Hedin hat seine zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen der Universität Stockholm übergeben. —